

OLIVER PLASCHKA



DER
WÄCHTER
DER
WINDE

Hobbit
Presse 
Klett-Cotta

Wegesrand.

Und er war nicht allein.

Er bemerkte den geheimnisvollen Fremden eines Nachmittags, als er dem Lager der Banditen schon ganz nahe war. Oder vielleicht wäre es richtiger zu sagen, dass es der Fremde war, der Fernando bemerkte, denn ehe er sich's versah, blickte er in den doppelten Lauf seiner Flinte. Der Fremde war gekleidet wie ein *Vaquero*, ein mexikanischer Rinderhirte. Den breitrempigen Sombrero hatte er tief in die Stirn gezogen, sodass sein Gesicht im Schatten lag, die hohen Stiefel endeten in eleganten Spitzen. Das Holster unter dem langen Mantel saß hoch auf der Hüfte, damit er es beim Reiten besser erreichte. Auf der Brust trug der Fremde einen fünfzackigen Silberstern.

»Sieht so aus, als hätten wir die gleiche Absicht, Junge«, flüsterte er.

»Meine Absicht ist es, diese Männer dort zur Rechenschaft zu ziehen«, erwiderte Fernando.

»Das musst du mir erklären, Junge. Es ist ohnehin noch etwas früh für einen Angriff.«

Der Fremde ließ die Flinte sinken und führte ihn ein Stück vom Lager der Banditen fort, damit sie sich unterhalten konnten. Dort wartete ein schöner weißer Hengst auf sie. Der Fremde piff ihn zu sich, und der Hengst kam und ließ sich von Fernando streicheln.

Fernando erzählte, was ihm widerfahren war und wie ihm immer wieder alles, was er fand, genommen wurde. Der Fremde hörte aufmerksam zu und nickte mitfühlend.

Dann war es an ihm, seine Geschichte zu erzählen.

Der Name des Fremden war Reid, und er war ein Ranger. Den Texas-Stern auf seiner Brust hatte er sich aus einer mexikanischen 5-Peso-Münze geschnitten. Das Abzeichen gebe eine gute Zielscheibe ab, sagte er, aber er habe seine Prinzipien.

»Ich kenne diese Männer aus dem Krieg. Wir kämpften in der Schlacht von Monterrey.«

»Monterey?«, fragte Fernando verblüfft. »Unser Monterey?« Denn die einzigen Schüsse, die dort bei der Eroberung durch die U.S. Navy gefallen waren, hatten der neuen Flagge der Stadt als Salut gegolten.

»Nein, nicht Monterey«, sagte der Ranger. »Monterrey - unten in Mexiko.«

Und da kam sich Fernando auf einmal sehr dumm vor, denn ihm

dämmerte, was er mit dreizehn falsch verstanden hatte, als er das erste Mal ausgezogen war, um Banditen zu jagen. Er hatte sich bloß um etwa fünfzehnhundert Meilen verschätzt.

»Wir standen unter dem Befehl von General Taylor«, fuhr der Ranger fort.

»Dem Präsidenten?«, fragte Fernando mit großen Augen.

»Zachary Taylor, so wahr ich hier stehe. Er schenkte mir mein Pferd. Sein Name ist Moonchild.«

Fernando schüttelte verwirrt den Kopf. »Aber wenn Sie alle für den Präsidenten kämpften, dann sind diese Männer Ihre ... Kameraden?«

Der Ranger lächelte traurig. »Ja und nein. Bloß weil wir gemeinsam kämpften, sind wir keine Freunde. Vielleicht waren wir noch nicht einmal im Recht. Manchmal gibt es kein Gut und kein Böse, weißt du? Glaub mir, das einzusehen, fällt oft sehr schwer.«

Unsicher erwiderte Fernando das Lächeln.

»General Taylor handelte den Waffenstillstand aus, der den Mexikanern einen würdevollen Abzug ermöglichte. Damals war er noch kein Präsident, und der Präsident war ziemlich wütend, dass der General einfach so Frieden schloss. Er sagte sinngemäß, als General habe man nicht zu verhandeln, sondern zu töten und den Mund zu halten. Das verstanden ein paar von Taylors Männern als Einladung und sie fielen über die Stadtbevölkerung her.«

Fernando schwieg betroffen. Damals, auf dem Rancho des alten Guillermo, hatten sie sich gewünscht, dass die Vereinigten Staaten den Krieg gewinnen würden. Was damals in Mexiko in amerikanischem Namen geschah, das hatten sie nicht geahnt.

»Heute ist Taylor Präsident, doch diese alte Sache nagt an ihm. Er hat die Kriegsverbrechen nie verurteilt – ein paar der Verbrecher aber sind danach desertiert und ziehen jetzt plündernd durchs Land. Für ihn war das der Vorwand, den er brauchte, seine alte Rechnung zu begleichen. Also schickte er mich und noch ein paar Ranger. Leider ging die Suche länger als gedacht, und heute bin bloß ich noch übrig.«

»Und Ihre Suche führte Sie hierher?«, fragte Fernando. »Bis nach Kalifornien?«

Reid machte eine Geste, die die Berge, die Felsen, die Wüste und die kargen Sträucher mit einschloss. »Wer sonst sollte es tun? Ihr bräuchtet wirklich eure eigenen Ranger, Junge!«

»Ich möchte helfen«, sagte Fernando.

Der Ranger schaute ihn ernst an. »Bist du dir sicher?«

»Ich kenne diese Männer«, sagte Fernando. »Das heißt, nicht persönlich. Irgendwie scheinen es aber immer dieselben zu sein, wohin man auch kommt.«

»Nimm es dir nicht zu Herzen.« Reid legte ihm die Hand auf die Schulter. »Solche Männer gibt es überall – und an die Mächtigsten kommst du nur selten ran. Zu lange haben wir das Land in den Händen von Gesetzlosen gelassen, für die ihre Mitmenschen nur Marionetten sind, die sie tanzen lassen. Und wenn sie sie nicht mehr brauchen, schneiden sie ihnen die Fäden durch! Was sagst du: Wollen wir ein paar Puppenspielern das Handwerk legen?«

Fernando war sich nicht sicher, ob er verstand, was der Ranger meinte. In seinen Augen waren die Übeltäter selbst nur Marionetten – Gefangene ihrer Gier und ihres Hasses. Doch genau deshalb durfte man sie nicht gewähren lassen.

»Wenn nicht, dann werde ich ihnen nie entkommen.«

»Also gut.« Der Ranger drückte ihm die Flinte in die Hand. »Kannst du mit so was umgehen?« Fernando überprüfte Hahn und Schloss und nickte – mit einer solchen Waffe konnte auch ein ungeübter Schütze nicht viel falsch machen. »Dann gibst du mir Feuerschutz, und ich kümmere mich um alles weitere.«

Nach Einbruch der Dunkelheit pirschten sie sich an die Banditen heran: Fernando mit der doppeläufigen Flinte und Reid mit Büchse und Revolver bewaffnet. Der Ranger verstand sein Geschäft; sie kamen den Männern, die teils trinkend, teils dösend um ein Feuer saßen, so nahe, dass Fernando meinte, die Hand nach ihnen ausstrecken zu können. Sein Herzschlag dröhnte in seinen Ohren.

Reid war ein Mann des Gesetzes – deshalb eröffnete er nicht einfach das Feuer, sondern rief die Männer an. Diese aber ließen keine Zweifel daran, was sie von Gesetzen hielten. Kaum hatten sie den Ranger entdeckt, flogen die Kugeln.

Wie Reid es ihm aufgetragen hatte, feuerte Fernando hinter seinem Baum blindlings ins Lager, um vom Ranger abzulenken. Er feuerte, dann feuerte er abermals, dann wollte er nachladen, doch da war es schon vorbei. Es konnte höchstens eine halbe Minute vergangen sein, doch Fernando kam es vor wie ein ganzes Leben.

Vorsichtig lugte er aus seiner Deckung hervor. Die Banditen lagen niedergestreckt am Boden.

Nachdenklich schritten er und Reid durch ihre Reihen. Gerade hatte Fernando einen Rest des Goldes gefunden, das man ihm gestohlen hatte, und wollte es an sich nehmen, als der Ranger ihn mit einem Schrei beiseitestieß.

Zwei Schüsse fielen.

Beide fanden ihr Ziel.

»Schätze, das war mein letzter Ritt«, flüsterte Reid kurz darauf, den Kopf in Fernandos Schoß gebettet. Fernando rannen die Tränen übers Gesicht, denn der Ranger hatte ihm wahrscheinlich das Leben gerettet; und er spürte, dass hier etwas zu Ende ging, das größer war, als er erfassen konnte.

Reid griff an seine Brust und löste den silbernen Stern von seinem Hemd. »Wenn du jemals Präsident Taylor begegnest, wirst du ihm den geben?«

Fernando nickte.

»Und gibst du auf Moonchild acht?«

»Das werde ich«, versprach Fernando schluchzend.

»Du bist ein guter Junge«, sagte der Ranger. »Glaube weiter an die Gerechtigkeit ... und gib nie auf!«

Fernando versprach ihm auch das.

Dann starb der Ranger in seinen Armen.

Fernando hob ein Grab für ihn aus und legte Steine darauf, wegen der wilden Tiere. Die Leichen der Banditen ließ er liegen, denn es waren zu viele. Reids Flinte und das Gold, verwahrt in einer kleinen Tabakdose, nahm er an sich.

Dann ging er zu Moonchild und erzählte ihm, was mit seinem Herrn passiert war. Der Hengst ließ ihn aufsteigen und sie ritten davon – zurück nach Norden, Richtung Monterey.

Er war zwei Tagesritte weit gekommen, als er in den Hinterhalt geriet.

*

Vielleicht war ihnen einer der Banditen entkommen. Vielleicht hatte ihn irgendwer sonst für leichte Beute gehalten. Er wusste nur, dass ein umgestürzter Baum ihn gezwungen hatte, langsamer zu reiten, als

hinter einem Felsen unvermittelt ein Schuss fiel und ihn in die Seite traf. Im nächsten Moment sprang Moonchild über den Stamm, so schnell wie das Mondlicht, das ihm seinen Namen lieh, und trug ihn in Sicherheit.

*

Fernando hatte kaum noch die Kraft, sich im Sattel zu halten, als er die Lichter vor sich im Sturm entdeckte. Sie bewegten sich in perfektem Einklang, als ritten zwei Männer mit Laternen nebeneinander, die jede Bewegung gemeinsam ausführten.

Der Sturm hüllte ihn ein wie ein Schwarm wilder Raben, schlug und zwickte und zerrte an seiner Kleidung. Der Regen rann an seiner Nase, seinen Händen, den Zügeln herab.

Moonchild lief mit gesenktem Kopf, und die starken Schultermuskeln unter dem nassen Fell arbeiteten unermüdlich. Der Boden war nun ebener; vielleicht hatten sie einen Pfad gefunden. Die Klippen mussten schon gefährlich nahe sein. Fernando versuchte zu erkennen, wo sich der Abgrund zum nächtlichen Meer hin auftat, doch es war zu dunkel. Zwar glaubte er ein fernes Brausen zu hören ... aber das mochte bloß eine neue Melodie des Windes oder des nahen Ozeans sein. Die Wunde an seiner Seite pochte mit jedem Herzschlag.

Die Lichter kamen sehr schnell näher. Die Präzision der beiden Reiter war beachtlich. Vielleicht konnten sie ihn zu ihrer Behausung oder der nächsten Siedlung mitnehmen ...

»Hola!«, rief Fernando aus Leibeskräften. »Hierher!«

Nun hörte er eindeutig ein tiefes Brummen, eingebettet in den heulenden Wind, lauter und lauter. Er konnte das Geräusch nicht einordnen. Es klang nicht, als wäre es natürlichen Ursprungs - eher wie ein indianisches Schwirrholtz, das man immer schneller und schneller im Kreis dreht ...

Da sprang ihn ein schwarzer Schatten aus der Nacht an, so groß wie zwei Bisons, ein jedes mit einem gleißenden Licht auf der Stirn, und er stieß einen Schreckenschrei aus. Die Böe, mit der die geisterhafte Erscheinung an ihm vorüberrauschte, war selbst im Sturm noch wahrnehmbar. So musste es sein, wenn man einer Eisenbahn in die Quere kam ...

Wiehernd bäumte Moonchild sich auf. Fernando fiel und riss